

XXIV. Rückkehr nach Bonn 1911-1914

In Singapore hatte ich einige Tage auf die Abfahrt des Dampfers „Lützow“ vom Norddeutschen Lloyd zu warten. Die Stadt reizte mich nicht mehr. Aber ich hatte mich von einigen Herren zu verabschieden, die mich mit Rat und Tat freundschaftlich unterstützt hatten. Unter ihnen stand, wie ich schon sagte, Diehn, der zweite Chef der Firma Behn, Meyer und Co, an erster Stelle. Er lud mich noch zu einer Gesellschaft ein, bei der ich wieder einmal sah, wie klein die Welt ist. Denn der erste, der mir dort als alter Bekannter entgegenkam, war Freiherr von der Goltz, den ich auf der Botschaft in Peking einst kennen gelernt hatte und der jetzt Gesandter in Siam war. Beim Senior der deutschen Kolonie in Singapore traf ich meine Reisegefährten aus Java, Professor Prinzhorn und Konsul Hohlt wieder; und beim deutschen Vizekonsul, der den verreisten Generalkonsul vertreten hatte, stellte sich heraus, dass er mit meiner Frau in Bonn getanzt hatte. Zum Schluss fehlte es nicht an einem Erlebnis. Ich war im englischen Klub, um von den eigentlichen Herren der Kolonie ein flüchtiges Bild zu gewinnen, und lernte dort den Redakteur der „Straits Times“ kennen, des Blattes, das in Südostasien eine führende Stellung einnahm und das ich, wo ich nur konnte, gelesen hatte. Eines Abends waren wir so lebhaft ins Gespräch gekommen, dass wir schliesslich, ohne es gemerkt zu haben, die einzigen noch übrig gebliebenen Gäste waren. Wir hatten die vielerlei Fragen des deutsch-englischen Wettbewerbs durchgesprochen und uns zu beiderseitiger Befriedigung weitgehend verständigt. Am Tage von meiner Abfahrt erschien in der „Straits Times“ ein Leitartikel, der ungefähr in allen das Gegenteil von dem sagte, was mir der Redakteur als seinen Überzeugung erklärt hatte. Ich steckte die Zeitung in die Tasche meines Tropenanzugs und ging schnurstracks zum Büro des Redakteurs. Er empfing mich mit den Worten: „Ich habe mir schon gedacht, dass Sie kommen würden, und sehe mich genötigt, Ihnen eine Erklärung zu geben: Der Artikel ist mir gekabelt worden; wenn ich ihn nicht alsbald veröffentlicht hätte, sässe ich nicht mehr in diesem Zimmer“. Das bewegte mich umso mehr, weil kürzlich auch das angesehenste englische Blatt in China, die „North China Daily News“, von ihrer bisherigen ruhigen Berichterstattung zu Artikeln in einer ganz anderen Tonart übergegangen war. Beide Zeitungen waren also nicht mehr Spiegel der Anschauung der englischen Kolonie, sondern unmittelbar vom englischen Mutterland abhängig. Diese kurze Unterredung machte mich sehr nachdenklich. Ich hatte, wie seinerzeit am Weihnachtsfest in Shanghai, auch jetzt den Eindruck, in Ostasien sei eine Verständigung zwischen Deutschen und Engländern leicht möglich; die Mitteilung zeigte, dass sie im englischen Mutterland nicht erwünscht war. Worin war das begründet? Ich begann mein Heimatland aus der Ferne, gleichsam mit internationalen Auge wie ein fremdes Land, zu betrachten. Ich dachte an die Reception im Weissen Haus in Washington sowie an die Feier des sechzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Victoria in Peking. Das waren schmerzliche Erinnerungen: aber sie waren vereinzelt und vielleicht aus besonderen Anlässen erwachsen. Was die Deutschen in den Handelsstädten des fernen Ostens anlangt, so schlossen sie sich den Gepflogenheiten ihres Aufenthaltsortes so weitgehend an, dass sie oft von Engländern schwer zu unterscheiden waren. Von der wachsenden Schar vorüberziehender deutscher Reisender konnte man dasselbe freilich nicht sagen. Bei ihnen machten sich die deutschen Stammesverschiedenheiten oft auffallend geltend: vom schweigsamen und steifen Norddeutschen bis zum beweglichen und redelustigen Sachsen. Stärker als in Deutschland selbst trat die bunte Zusammensetzung seiner Bevölkerung in die Erscheinung; der welt-

männliche Typ war verhältnismässig selten; der Eindruck des betriebsamen Kleinbürgers überwog. Aber alarmierend konnten auch die deutschen Reisenden nicht wirken.

Deutsche Auswanderer wie auf dem Atlantischen Ozean gab es hier nicht. Aber die chinesische Auswanderung drängt sich zum Vergleich auf. Sie hat wie die deutsche die Vereinigten Staaten zum Ziel gehabt; beide trafen dort auf zunehmende Hemmnisse; beide waren darüber erregt. Dem Chinesen bot sich ein Ersatz in Malaya und der Inselwelt im Südosten Asiens; für Deutschland fehlte ein ähnlicher Ersatz. Das traf Deutschland schwer. Denn für Deutschland war die Auswanderung ein Sicherheitsventil. Wenn nicht mehr wie bisher etwa eine Million Menschen jährlich Europa verliessen, mussten sich Spannungen in dem dichtesten bevölkerten Kontinent ergeben und nicht am wenigsten in dem in seiner Mitte gelegenen nachbarlichsten Lande der Welt, in Deutschland. Demgegenüber erfreute sich Grossbritannien des doppelten Vorzugs, ein nachbarloses Inselland zu sein und weite koloniale Siedlungsgebiete zu besitzen; und ähnlich war es auch in den im Norden, Westen und Süden vom Meere umsäumten und mit Kolonien in unmittelbarer Nähe ausgestatteten Frankreich. War nicht eine unzureichende Würdigung der besonderen Schwierigkeiten in der Lage Deutschland an der damaligen Haltung Englands den Deutschtum gegenüber beteiligt?

Mit beunruhigenden Gedanken ähnlicher Art, die auch das Schicksal der Kronprinzenreise in etwas anderem Lichte erscheinen liessen, trat ich die Heimreise an. Als ich aber auf dem Dampfer des Norddeutschen Lloyd deutschen Boden wieder unter den Füßen hatte und auf Schritt und Tritt an mein Vaterland erinnert wurde, da drang die Freude der Heimkehr durch und machte den Tag des Aufbruchs zum schönsten der Reise. Wie oft hatte ich ihn herbeigesehnt. Das Umherreisen unter der tropischen Sonne, so interessant es sein mag, ist keine eitle Freude; immer von neuem muss man sich mit Absonderlichkeiten und Unannehmlichkeiten abfinden; man kommt aus dem Akklimatisieren nicht heraus. Wohl ist es reizvoll, durch Java von einem hochgelegenen Ort zum andern flüchtig hindurchzureisen, wobei möglichst ein mit Komfort ausgestatteter Lloyd-Dampfer der feste Rückhalt bleibt, aber rückschauend war es mir doch zweifelhaft, ob die tropischen Teile Asiens, selbst Java, zu einem richtigen Reiseland werden würden. Zwar gab es gewisse Kategorien von Menschen, die sich auf Reisen hier wohl fühlten. Das sind zu einem nicht ganz geringen Teil Leute, die früher im heissen Klima gelebt haben und sich im europäischen, insbesondere norddeutschen Winter ungemütlich fühlen; ihnen gesellt sich eine merkwürdige Gruppe männlicher und weiblicher Einsiedler, die ein inhaltsloses Leben im dauernden Kampf mit der Langeweile führen. Für sie erfüllt der Lloyd-Dampfer dieselbe Aufgabe, wie das Boarding-House für so viele Engländerinnen; mit wachsender Wohlhabenheit war die Zahl dieser Rentner im Umherziehen gestiegen. Ob ich nicht auch als Junggeselle etwas Ähnliches geworden wäre? Wenn ich früher ein solcher Reiseenthusiast war, hatte die Flucht vor sich selbst auch dabei eine Rolle gespielt? Das war vorüber. Mein Lebensschifflein, das ich einst von allen Strömungen gern treiben liess, war jetzt fest verankert, und es musste schon etwas ganz Besonderes wie die „Kronprinzenreise“ sein, das mich veranlasste, den Anker zu lichten. Ich hatte eben in der kurzen Zeit meiner Ehe einen Vergleichsmaßstab gewonnen, dem sehr wenig standhielt. Das war das Erste, das mir klar wurde, als die vielen Wochen äusserer und innerer Unruhe plötzlich durch stille Beschaulichkeit abgelöst wurden. Aber meine Reise sollte und durfte ja auch keine Vergnügungsreise sein, sondern war eine Studienreise; bei ihr kommt es mehr darauf an, dass sie nützlich, als dass sie angenehm ist. Allerdings hatte auch mein ursprüngliches

Studienziel nicht erreicht werden können. Ich hatte den dringenden Bitten, an der Reise teilzunehmen, nicht nur aus einem Gefühl persönlicher Verpflichtung, sondern auch aus dem sachlichen Grunde entsprochen weil ich ein aus meiner bisherigen Tätigkeit erwachsenes Bedürfnis empfand, meine Kenntnis von Ostasien zu vervollständigen und aufzufrischen. Diese Arbeitspläne, die mir sehr am Herzen lagen, hatten aufgegeben werden müssen. Trotzdem war die Reise nützlich für mich gewesen. Sie hatte mir eine Menge Kenntnisse und Erkenntnisse verschafft, die ich daheim niemals hätte gewinnen können. Ein wichtiger und wenig bekannter Teil der Erde, der für mich bisher fast wie ein weisser Fleck auf der Erdkarte gewesen war, hatte farbiges Leben gewonnen. Mein Lebenshorizont war erweitert und damit auch meine Bildung vertieft worden. Vielleicht hatten auch die recht, die mich als ein „Enquête-Talent“ bezeichneten.

Hatte ich auch schon das ursprüngliche sachliche Ziel meiner Reise aufgeben müssen, so glaubte ich doch das Ersatzziel einigermaßen erreicht zu haben. Insofern blicke ich mit Befriedigung auf die vergangenen Monate zurück. Ob sich auch der finanzielle Ertrag meiner Arbeit mit den Aufwendungen in Einklang bringen liess, war mir freilich zweifelhaft. Das hatte mich oft während der Reise gequält. Oft war ich mir in Gedanken an Frau und Kinder als Verschwender vorgekommen; und da half es wenig, wenn ich mir sagte, dass die Kostspieligkeit dieser Reise ja nicht meine Schuld sei. Umso ernster war der Entschluss, alle Kraft daran zu setzen, das gesammelte Material auf Grund der neu gewonnenen Anschauungen zu verarbeiten. Ostasien sollte dabei trotz allem im Mittelpunkt bleiben.

Ich war während der ganzen Reise nie ernstlich krank gewesen, im Gegensatz zu fast allen Herren, mit denen ich gereist war; ich hatte mich aber doch manchen Tag, zumal in letzter Zeit, nicht wohl gefühlt. Oft hatte ich es, insbesondere auf den Kautschuk-Plantagen in Malaya, auf der Dampferfahrt nach Java und im überfüllten Batavia, als sehr ungemütlich empfunden, wenn ich, der ich bei Mücken aller Art so beliebt war, wusste, dass Malaria-Kranke in der Nähe waren und an den Plagegeistern Anopheles in grosser Zahl sich vorfanden. Im Gegensatz zu dem, was mir in Singapore gesagt worden war, hatte ich feststellen können, dass im Jahre 1909 auf den Kautschuk-Plantagen von Malayas die Sterblichkeit – weit überwiegend an Malaria – 10%, vereinzelt sogar 25% betragen hatte, sodass die englische Kolonialregierung sich veranlasst sah, den Bezug von Indern als Plantagen-Arbeitern zu erschweren; auch in Java waren nach der nur die Armee berücksichtigenden Sterblichkeitsstatistik 1907 24,77% aller Todesfälle auf Malaria entfallen. Sie war von den endemischen Krankheiten unzweifelhaft die schlimmste, und mit ihrer systematischen Bekämpfung war noch nicht begonnen worden. Wenn ich nicht Chinin in grossen Mengen ständig geschluckt hätte, wäre ich ihr kaum entgangen.

Aber der Heimkehrfreude entsprach nicht das Befinden. Ich sah sogar so schlecht aus, dass ich darauf angedredet wurde. Als man erfuhr, dass ich vorsichtshalber die Chinin-Schluckerei noch fortsetzte, hiess es, ich hätte sicherlich eine Chinin-Vergiftung und solle jetzt in der gefahrlosen und heilsamen Seeluft das Chinin fortlassen. Ich entsprach dem Rat und noch nicht 24 Stunden danach musste ich mich mit Malaria ins Bettlegen. Die Fieberanfälle wiederholten sich nicht in bestimmten Fristen, sondern folgten einander ganz unregelmässig und in immer kürzeren Zwischenräumen. Es war keine Frage, dass ich mehrere Arten der Malaria – tropica und tertiana – zugleich hatte. Der Schiffsarzt stand dem Befund hilflos gegenüber; er sagte, er habe noch niemals mit Malaria zu tun gehabt. Es kam deshalb ein anderer

Arzt zu mir, der unter den Passagieren sich vorfand. Ich habe sonst an diese Krankheit in der Kabine nur schwache Erinnerungen, aber ich sehe den prächtigen alten Herrn, dessen Name mir leider entfallen ist, vor mir in meiner dumpfen Kabine sitzen, es war ein früherer Leibarzt des Königs von Württemberg; ich gedenke seiner in grösster Dankbarkeit. Auf seine Anordnung wurde eine sehr energische Kur mit mir begonnen: ich wurde zunächst zum Schwitzen gebracht, was beim Fieber und der hohen Lufttemperatur nicht schwierig war, und dann so in Eis gepackt, dass meine Brust bald mit grossen Wunden, wie Brandwunden, bedeckt wurde. Aber das blieb ohne bemerkbaren Einfluss: die Fieberfälle wiederholten sich nach wie vor in ganz kurzen Fristen; nur der Thermometer stieg nicht mehr ganz so hoch wie früher. Ich war sehr matt, ohne Schlaf, doch bei klarer Besinnung.

Am Abend des fünften oder sechsten Tages setzte sich der liebe Arzt mit ernster Miene an mein Bett, ergriff meine Hand und fing an, wie ein gütiger Vater mit mir zu sprechen. Er sagte, er müsse mir mitteilen, dass ich die bevorstehende Nacht wahrscheinlich nicht überleben würde; er fühle sich verpflichtet, mir das zu sagen, da ich vielleicht noch Wünsche hätte und Anordnungen treffen wolle. Er liess mich dann allein, kam aber bald – wie ich glaube mit dem Kapitän – nochmal zu mir. Ich gab dann die wenigen Wertsachen, die ich hatte, ab, vielleicht auch einen kurzen schriftlichen Abschiedsgruss, teilte die Anschriften meines Bruders und meines Schwiegervaters mit und bat, ihnen meinen Tod telegraphisch anzuzeigen und mich nicht im Meer zu versenken, sondern in einen Zinksarg einzulöten. Sie liessen mich dann auf meinen Wunsch allein und die Gedanken durcheilten prüfend die Vergangenheit und schweiften voll Unruhe und Sorge in die Zukunft; es kam mir merkwürdig vor, dass Tropenkrankheiten, die den frühen Tod meines Vaters verschuldet hatten, auch meinem Leben zeitig ein Ziel setzen sollten; und ich konnte es nicht begreifen, dass ich mein Glück daheim, das in etwa einem Vierteljahr durch die Geburt eines dritten Kindes eine Erweiterung erfahren sollte, so lange hatte verlassen können.

Die Nacht verlief jedoch besser als befürchtet war. Mein Herz hatte die Gewalttour ausgehalten. Das wirkte günstig auf meinen Lebenswillen, und das eine weitere Stärkung erfuhr es, als ich aus der engen Kabine auf das Passagieren nicht zugängliche Deck hinter der Kommandobrücke hinaufgebracht wurde. Dort wurde mir gesagt, dass die Herren, die mich kannten, die Nacht aufgeblieben waren, weil sie jeden Augenblick die Nachricht vom Ende erwartet hätten. Als ich von der Höhe des Schiffes das merkwürdige farbige Küstengebirge Arabiens, an dem ich dreimal ohne starken Eindruck vorbeigefahren war, mit dem blauen Meer davor und dem Strahlenden Himmel darüber sah, hatte ich einen Eindruck von der Schönheit der Welt wie noch nie; auch erschien mir die arabische Küste interessanter als zuvor. In Java und auch in Malaya hatte ich viel von den dortigen Pilgerfahrten nach Mekka gehört ebenso von der mit dem Gelde Südasiens gebauten, kürzlich eröffneten Hedschasbahn nach Medina, der Geburtsstadt Muhammeds, in der auch sein Grab ist. So wurde mir auch der den Gesichtskreis weitende Einfluss meiner Reise zum Bewusstsein gebracht; die Reise erschien mir nicht mehr, wie in der Nacht, als ein Verhängnis aber doch als ein warnender Wink des Himmels, nicht wieder als Familienvater derartiges zu unternehmen. Treulich habe ich diesen Entschluss vor wie nach dem Weltkrieg gehalten. Die Erkrankung wurde zum Abschluss meiner Wanderjahre.

Von der weiteren Reise habe ich nur wenig in Erinnerung. Mein Sinn war jetzt ganz auf die Heimat eingestellt. In Port Said erhielt ich einen Haufen lieber Briefe von meiner Frau. Bei der

Vorüberfahrt an Kretas hoher Küste erinnerte ich mich, dass mein Schwiegervater an keiner Arbeit so viel Freude gehabt hat wie an der mit Professor Bücheler vorgenommenen Übersetzung und Bearbeitung des aus Kreta stammenden „Zwölftafelrechts von Gortyn“, des einzigen erhaltenen altgriechischen Rechtsbuches. Von Neapel schrieb ich meiner Frau, dass ich auf der Rückreise krank geworden sei und mich leider nicht so frisch und kräftig präsentieren könne, wie ich sonst während der Reise gewesen sei; In Genua bekam ich jedoch Bedenken, wie es mit der Eisenbahnfahrt gehen würde; denn auf dem Wege zum deutschen Konsul hatte ich einen kleinen Ohnmachtsanfall. Doch verlief alles günstiger, als ich erwartet hatte, unter dem Einfluss des bevorstehenden Wiedersehens kam ich in besserem Zustand in Bonn an, als ich Genua verlassen hatte, meine Frau war sogar freudig überrascht.

Leider aber entsprach mein Befinden nicht diesem Eindruck. Es stellten sich noch immer Fieberanfälle ein. An alsbaldige Aufnahme meiner Lehrtätigkeit war nicht zu denken. Ich wurde daher in den Schwarzwald geschickt, um mich auszukurieren; aber nur eine kleine zeitweise Besserung wurde erzielt; im Grunde war nichts geändert. Das wollte mein lieber Schwager, Professor Finkelburg, dessen ärztliche Kunst ich sehr schätzte, nicht recht glauben. Er nahm daher eine Blutprobe bei einem meiner Fieberanfälle. Als er einige Tage darauf in sein Institut kam und in das erste Mikroskop guckte, fragte er erstaunt seinen Assistenten: „Woher haben Sie denn dieses fabelhafte Malaria-Präparat?“ Es war das meine und fand solche Beachtung, dass es sogar gestohlen wurde, was sicherlich nicht viele Deutsche von ihrem Blut sagen können.

Da die weiche Luft von Bonn für meine Genesung nicht gut war, sollte ich auf einige Monate ins Hochgebirge; das liess sich aber aus vielerlei Gründen nicht machen. Ich entsprach jedoch dieser Weisung einige Wochen vor der Wiederaufnahme meiner Lehrtätigkeit im Winter-Semester. Das Leben für die Gesundheit ohne Anregung und Arbeit wollte mir aber gar nicht behagen und tat mir auch nicht gut, da ich körperliche Anstrengungen gleichfalls vermeiden sollte. Ich irrte in den Bergen herum, bis ich Anfang Oktober auf dem Mendelhof am Mendelpass bei Bozen das fand, was mir nattetat. Dort war die eigentliche Saison zu Ende, herrliche kalte Luft, sogar schon etwas Schnee und die Möglichkeit des Umherlaufens ohne nennenswerten Steigen. Dazu kam ganz unerwartet auch eine Fülle von Anregung. Im Mendelhof traf ich nämlich Bekannte, die ich besonders verehrte; Admiral v. Heeringen und seine Frau, und hinzu kam noch etwas Merkwürdiges. Um die wunderbare Luft möglichst auszunutzen, lief ich auf der Passhöhe viel herum. Anfangs traf ich Niemanden; eines Tages aber begegnete ich einen ganzen Schwarm fremdländisch aussehender Männer ungefähr in meinem Alter. Auf beiden Seiten erregte es einige Verwunderung, zumal da es sich bei jedem Spaziergang wiederholte. Sehr bald kamen wir auch ins Gespräch mit einander; es waren Männer, die aus Russland verbannt waren und jetzt meist in Wien lebten. Sie erzählten von ihren Schicksalen und beantworteten freimütig meine neugierigen Fragen; bald entwickelten sich auch Diskussionen über soziale, aussenpolitische und philosophische Probleme.

Im Einzelnen kann ich mir vom Inhalt ein Bild nicht mehr machen. Die Eigenart bestand in der bunten Mannigfaltigkeit der Ausgangspunkte und der Zuspitzung auf praktische Ziele, über die nur ganz allgemein eine Übereinstimmung vorhanden zu sein schien. Im ganzen ein leidenschaftliches Gebrodel, gemässigt durch Schicksalgemeinschaft und Freundschaft. Es war kein Zweifel: Auf dieser vereinsamten Höhe hatten sich russische Revolutionäre getroffen, die hier ihre Gedanken, vielleicht auch Pläne mit einander erörterten. Ich habe später oft die Bilder in den Zeitungen unter dem Gesichtspunkt meiner

Erinnerung betrachtet; einige Träger bekannter Namen glaubte ich wiederzuerkennen, aber ich bin in keinem Fall sicher gewesen; sachlich erinnerte die Erörterung vielleicht am meisten an Männer wie Bucharin und Trotzki. Die Erörterungen waren so interessant, dass ich immer dem Ehepaar v. Heeringen ausführlich berichten musste; schliesslich erwarteten sie mich sogar voll Spannung an der Haustür des Hotels.

Zu diesem ungewöhnlichen Zusammentreffen kam nach kurzer Zeit in Bozen noch ein anderes hinzu. Ich ging eines Abends ins Batzenhäusl, um dort noch ein Glas Magdalener zu trinken. Nur an einem Tisch für zwei Gäste war noch ein Platz frei. Den anderen nahm ein stattlicher, auffallend gut gekleideter Herr mit jüdischen Gesichtszügen ein. Das enge Gegenüber hatte bald ein lebhaftes Gespräch zur Folge. Mein Tischgenosse wusste Alles, kannte Jeden, sprach mit Selbstgefühl und Schwung. Wir waren die letzten, die das Häusel verliessen. Vor seiner Tür meinten wir, wir müssten uns doch auch noch mit einander bekannt machen. Es war Walter Rathenau, der einzige Sohn des Begründers der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft. Das Zusammentreffen blieb nicht ohne Folgen. Es veranlasste mich zunächst, mich mit Rathenaus Schriften bekannt zu machen, die viel Beachtung, auch in Studentenkreisen gefunden hatten. Ich setzte sie daher auf die Tagesordnung meines Seminars, wie ich das aus gleichem Grunde auch mit so ganz andersartigen Veröffentlichungen von Rudolf Steiner getan hatte. Im Seminar kamen wir zum Ergebnis, dass beide Männer zwar viel interessantes böten, aber als Wegweiser für die Zukunft nicht in Betracht kämen. Das minderte aber ein persönliches Interesse für meinen neuen Bekannten nicht; als er kurz darauf Minister des Auswärtigen wurde, kam ich im Seminar noch einmal auf ihn zu sprechen und schloss, der anfechtbare Schriftsteller sei doch Sohn eines der erfolgreichsten Männer der Tat, den wir in der deutschen Volkswirtschaft hätten. „Ich eröffne ihm ein neues Konto!“. Auch der neue Minister hatte das Bozener Zusammentreffen nicht vergessen. Ich habe den erfolgreichen Abschluss der Verhandlungen des in Rapallo vorbereiteten Vertrages mit der neuen russischen Republik miterlebt und wurde zum ersten diplomatischen Diner nach dem Kriege im Auswärtigen Amt eingeladen. Lord d'Abernon, der Vertreter Englands, war Ehrengast. Ich war ihm schon mehrfach begegnet und hatte mich jedesmal über seine beobachtende Schweigsamkeit gewundert. Rathenau gelang es, ihn in ein lebhaftes Gespräch zu verwickeln. Er machte das mit solcher Geschicklichkeit, dass ich den Eindruck gewann, mit Recht auf seine Minister-Tätigkeit Hoffnungen gesetzt zu haben. Sie sollten grausam vernichtet werden. Ich war am Diplomatischen Examen unter Vorsitz des Aussenministers beteiligt. Bei einer Sitzung liess er auf sich warten. Ich sagte gerade Geheimrat Gneist, seinem Vertreter: „Merkwürdig, ich habe den Minister als einen der pünktlichsten Menschen kennen gelernt“. Im selben Augenblick kam ein Attaché mit auffallend bleichem Gesicht eilig ins Zimmer und rief Gneist heraus. Dieser kam nach kurzer Frist zurück und sagte: „Meine Herren, Sie warten vergeblich; der Herr Minister ist auf der Fahrt hierher soeben ermordet worden“. Die Hoffnungen, die an ihn sich knüpften, waren vernichtet. Die Prüfung wurde erst nach Wochen unter Vorsitz des Reichskanzlers Wirth abgehalten. Der ungewöhnliche kräftige Mann war erschreckend verändert; er hatte immer neue Drohbriefe bekommen.

Doch ich bin den Ereignissen vorausgeeilt. Leider hielt die gute Wirkung dieses Tiroler Aufenthalts, insbesondere auf der Mendel, nicht lange an. Ich wurde in den Weihnachtsferien noch einmal fortgeschickt. Dieses Mal konnte meine Frau auch mit kommen und zwar ging es nach Campfer

im Engadin. Dort verlebten wir, fern von den Kindern, einen trüben Weihnachtsabend inmitten einer geräuschvollen Gesellschaft von Engländern und insbesondere Engländerinnen mit meinem netten Bremer Landsmann, dem Maler Hans am Ende, der nach seinen heimatlichen Moorlandschaften jetzt ähnlich stimmungsvoll Winterlandschaften mit Eifer malte. Als ich den Versuch machte, Skilaufen zu lernen, hatte die Anstrengung alsbald, trotz der Höhenlage, einen Fieberanfall zur Folge.

Die Krankheit zeigte eine betrübende Hartnäckigkeit. Deshalb drängten meine Angehörigen darauf, dass ich einen Spezialisten konsultierte. Ich entschloss mich, da ich auch meine Mutter und Geschwister in Bremen und Hamburg gern wiedersehen wollte, Professor Nocht, den Leiter des Hamburger Tropeninstituts, aufzusuchen. Er fasste nach gründlicher Untersuchung, die ergab, dass ich noch immer neben der gewöhnlichen Malaria die tropische hatte, sein Urteil in dem kurzen Satz zusammen: „Ein Fall, wie Sie, ist noch nicht lebend nach Deutschland gekommen“ Das weiche Klima Bonns sei natürlich nicht günstig; wenn ein längerer Aufenthalt im Hochgebirge nicht möglich sei, solle ich jede sich bietende Gelegenheit eines günstigen Klimawechsels nutzen; mit dem Einnehmen von Chinin müsse ich fortfahren,

In den länger werdenden Pausen zwischen den Anfällen konnte ich zum Glück arbeiten, wenn auch mit verringerter Kraft; langsam tauchten dann auch die alten Ostasienpläne wieder auf. Dazu bot sich ein besonderer Anlass. Es wurde nämlich von der neu in Stockholm begründeten Handels-Hochschule eine besonders freundliche Einladung wiederholt, der ich wegen der Kronprinzenreise nicht hatte entsprechen können. Man wünschte dort auf Grund meiner Veröffentlichungen einen Zyklus von Vorträgen über Probleme des Bankwesens; ich sagte zu, wenn man auch mit Vorlesungen über ostasiatische Probleme einverstanden wäre. So wollte ich mich selbst zu Arbeiten in dieser Richtung zwingen; zugleich fuhr ich nach Berlin, um dort zu zeigen, dass ich noch am Leben war. Dort machte ich vor allem einen Besuch beim Unterstaatssekretär Zimmermann im Auswärtigen Amt, dem ich in Tientsin kennen gelernt hatte. Er verstand, dass ich ein Bedürfnis nach weiterer Ausgestaltung meiner Studien, insbesondere was China anlangte, empfunden und stellte mir, um auszuhelfen, das einschlägige Aktenmaterial seines Amtes zur Verfügung. Ich schlug natürlich in die dargebotene Hand ein, und es wurde mir alsbald ein Zimmer eingeräumt. Dort habe ich ganze Berge von Akten durchgesehen. Das war für mich sehr interessant, denn ich bekam einen Einblick in die Art, wie das Auswärtige Amt die Fragen Chinas, mit denen es sich beschäftigte, behandelte. Aber für meine Zwecke war dieses zeitraubende Aktenstudium wenig ergiebig. Leider fand ich nichts, was den grossen englischen Berichten über China hätte an die Seite gestellt werden können. England hatte unzweifelhaft für den Fernen Osten einen Beamtenstab, der für die Behandlung der dortigen Wirtschaftsfragen gründlicher geschult war, als das bei uns der Fall war. In dieser Richtung entwickelte sich auch meine Tätigkeit vielleicht hat es schon als Anlass bei meiner Reise nach Berlin mitgewirkt. Ich wurde zu Besprechungen über Reform der Ausbildung der Beamten des Auswärtigen Amtes hinzugezogen und verfasste in kürzester Frist ein Gutachten über diese seit langem als Bedürfnis empfundene, oft vergeblich erörterte und immer noch heiss umstrittene Frage. Meine Ausführungen fanden Beifall, und man wollte mich sogar zum Leiter des neuen Bildungswesens im Amte haben. Die Ablehnung wurde mir nicht schwer; sie musste schon wegen meiner Malaria-Erkrankung und wegen meines Bonner Wohnsitzes erfolgen. Ich sah damals aber auch die Lage im Amt mit einer Deutlichkeit, die mich heute überrascht. Es war niemand da, der die Leitung

des geplanten neuen Bildungswesens übernehmen konnte; das wäre auch, vom Standpunkt der „Karriere“ aus, eine Sackgasse gewesen, in die sich keiner begeben wollte. Ein Aussenseiter hatte aber nicht die nötige Autorität und Zeit; es blieb daher nichts übrig als die Notkonstruktion einer Kommission, die sich aus je einem Vertreter der drei sachlichen Abteilungen des Auswärtigen Amtes zusammensetzte. Ob sie sich der Personal-Abteilung gegenüber durchsetzen können, erschien sehr zweifelhaft. Mächtige Gegner der erstrebten Reform waren ringsum vorhanden; eine Art Klassenkampf spielte sich im Amte, zumal im diplomatischen Dienst, ab. Ein Professor konnte dabei wenig nützen.

Das war in England anders und darum spürte man auch das Bedürfnis nach einer Reform. Wie erklärte es sich aber, dass es in England anders war? Dort war seit Adam Smith (1776) volkswirtschaftliche Schulung, der Struktur des Landes entsprechend, zu einem Bestandteil der allgemeinen Bildung geworden. Die „leisure class“ – wie man in den Vereinigten Staaten sagt – spielte zwar ebenso in England wie auf dem europäischen Kontinent im auswärtigen Dienst die Hauptrolle. Wohlstand, gesellschaftliche Gewandheit und allgemeine Bildung galten hier wie dort als Haupterfordernisse; aber volkswirtschaftliche Bildung war in Deutschland nicht Bestandteil der allgemeinen Bildung. Damit war man in der Zeit der Kleinstaaterei in deutschen Landen ausgekommen, und das mit der Reichsgründung entstandene neue Bedürfnis hatte bisher keine Befriedigung gefunden. Im deutschen Inland erschien das immer noch vielen als ein Vorzug; im Ausland lernte man, dass das nicht der Fall war.

Trotz starker Tätigkeit tat der Aufenthalt in der kräftigen Luft von Berlin mir gut. Ich schrieb meiner Frau voll Stolz: „Seit langer Zeit zum ersten Mal habe ich wieder stramm gearbeitet“, und glaubte sogar, die Malaria wieder los zu sein. Leider aber zeigte sich in Bonn, dass diese Hoffnung noch immer falsch war; ich durfte mich nicht täuschen: meine Arbeitskraft war eine schwankende Grösse geworden. Manchmal erschien mir die Malaria-Erkrankung sogar als trauriger Wendepunkt in meinem Leben. Doch fehlte es in den Universitätsferien glücklicherweise nicht an begrenzten Aufgaben, die mich lockten; und die einigermaßen in mein Leben einzufügen, erschien mir als wichtige Pflicht. Insbesondere war ich vom Auswärtigen Amt aufgefordert worden, bei der feierlichen Eröffnung der neuen Ausbildungskurse die Eröffnungsrede zu halten. Das erforderte viel Arbeit, aber sie lohnte sich, zumal da ich unmittelbar darauf über dasselbe Thema in Stockholm sprach. Im Auswärtigen Amt hatte ich eine grosse auserlesene Zuhörerschaft. Ich war ganz erstaunt, als ich das Redepult bestieg. Aber obwohl ich durch Reise und Krankheit etwas aus der Übung gekommen war, hatte ich mein Auditorium vom ersten bis zum letzten Wort, wie kaum je, im Zügel. Der Erfolg war daher auch ungewöhnlich. Die anwesenden Minister wetteiferten, mir freundliche Worte zu sagen und eine ganze Reihe der Vortragenden, Räte erklärten, an weiteren Vorträgen teilnehmen zu wollen; die schlimmsten Widersacher schienen versöhnt zu sein. Auch die folgenden Vorträge verliefen befriedigend, wengleich der Versuch, aus der Monologform in das Konversatorische überzugehen, am passiven Widerstand der Zuhörerschaft scheiterte. Zum Schluss war ich noch beim Unterstaatssekretär Zimmermann mit einigen seiner Mitarbeiter eingeladen; ich hatte fast das Gefühl, mit zum Amt zu gehören.

Von Berlin ging es dann nach Stockholm. Die lange Eisenbahnfahrt dorthin – die längste, die ich in Europa gemacht hatte – ging bei herrlichem Herbstwetter vor sich, sodass ich mich erfreuen konnte. In Verbindung mit den arbeitsreichen Tagen in Berlin war aber doch die Anstrengung zu gross. Ich kam mit einem Malaria-Anfall in Stockholm an. Im ungemütlichen Hotel konnte ich mich nicht entschliessen,

mich ins Bett zu legen. Ich begnügte mich, tüchtig Chinin zu nehmen und spekulierte auf die gute Wirkung des Klima-Wechsels. Bei plötzlich einsetzendem Winterwetter durchstreifte ich im molligen Winterüberzieher die fremde Stadt und ihre Parks. Wahrscheinlich lag es an meinem Befinden, dass die Stadt mir eines ausgeprägten Sondercharakters zu entbehren schien. Erst am nächsten Tag, an dem abends die Vorträge begannen, stellte sich beim Besuch des Freiluft-Museums in Skansen und des Nordischen Museums Befriedigung ein. Hier wird schwedisches Volksleben in allen seinen Teilen so anschaulich und packend vorgeführt, wie ich Ähnliches nirgends gesehen habe. Solche liebevolle Darbietung die stark auf das Volksempfinden einwirken muss, lässt auch seinen fremden Besucher das schwedische Volk lieben. An sich wenig zugänglich, wird hier wirksam präsentiert.

Ähnliche Überraschung bot eine Fahrt durch die „Schären“. Die ich auf einem kleinen Dampfer nach Waxholm, der Pforte Stockholms zum Meere, unternahm, teils um von Lage und Landschaft ein Bild zu bekommen, teils auch um den Klimawechsel gründlich auszunutzen. Die Schären sind ein ausserordentlich verästeltes Gewässer, halb Meeresküste, halb Landes, übersät mit Inseln, oft ganz winzige, auf denen die Schweden sich ihr Leben im Sommer sehr reizvoll eingerichtet haben. War von diesem sommerlichen Leben auch natürlich nichts mehr zu sehen, so war doch die an sich nicht grossartigen Landschaft in wunderbarer Stimmung. Denn das Spätherbstwetter hatte alles Laub, nicht nur der Birken und der Ahorne, sondern auch der Eschen und Akazien goldgelb, ohne Rot, gefärbt. Nirgends Schönheiten, die beim ersten Anblick Bewunderung erfordern; sie müssen erst entdeckt werden; gerade darum erzeugen sie das lebhaftes Heimatgefühl, welches das schwedische Volk, trotz heftigem politischem Streit, fest zusammenhält. In gleicher Richtung wirkte auch der Besuch der Thielschen Kunstsammlung. Sie gibt einen fesselnden Überblick über die schwedische Kunst, insbesondere die neuzeitige Malerei mit Männern wie Zorn und Liljefors an der Spitze. Auch sie wirkte mit eigentümlicher Stärke, weil in ihr gleichfalls Volksgeist und Heimatgefühl besonders lebendig sind.

Erstaunt war ich, dass man mir in Stockholm nicht Bescheid geben konnte, als ich nach der Universität fragte. Es stellte sich heraus, dass diese als solche in der Stadt keine Rolle spielte. Sie war nicht, wie die in Upsala und Lund, ein Staatsinstitut, sondern eine Privatstiftung, deren Mittel für eine vollständige Universität nicht ausreichten; sie schien sich damit zu begnügen, einzelnen verdienten Männern, wie in meinem Fach Professor Gustav Cassel, die Möglichkeit zu ruhiger wissenschaftlicher Arbeit, ohne Vorlesungsbetrieb zu bieten. Ganz anders die Handels-Hochschule. Sie war anscheinend ein Liebling der Stadt. Das erklärte sich zum Teil aus ihrer Neuheit, vor allem aber daraus, dass sie sich auf einem Verein aufbaut, dem die führenden Männer des schwedischen Wirtschaftslebens angehörten und zwar mit einem Interesse, wie es in Deutschland nur selten ist; die Kaufmannschaft verlangte geradezu nach der bei uns so vielfach noch verpönten Volkswirtschaftslehre. Nur so erklärt sich auch die einflussreiche Stellung, die ein Theoretiker wie Cassel im schwedischen Wirtschaftsleben einnahm. Kennzeichnend für die Lage schien mir auch zu sein, dass der Direktor der Handels-Hochschule, Professor Hallendorff, einflussreiches Mitglied des schwedischen Reichstags war. In seinem Direktorzimmer hingen die Bilder der Männer, die sich um die neue Hochschule besonders verdient gemacht hatten, unter ihnen die Bilder der Brüder Nobel, sowie des jüngst verstorbenen Präsidenten der Hochschule, des „schwedischen Morgan“, namens Fränkel; sein Nachfolger war gerade Markus Wallenberg geworden, das wichtigste Mitglied dieser einflussreichen Familie.

Es bildeten auch in meinen Vorlesungen die Studenten nur einen Teil meiner Zuhörerschaft; in ihr befanden sich, abgesehen von den Dozenten der Hochschule, unter ihnen ein lieber Schüler von mir, Professor Sillén, der ehemalige schwedische Gesandte in Berlin, Lagerheim, und der schwedische Gesandte in Peking, Wallenberg, ein Bruder von Markus Wallenberg.

Die Vorlesungen bekamen ein besonderes aktuelles Interesse dadurch, dass in ihrem Verlauf die ersten Nachrichten von der Revolution Sunyatsens eintrafen. Es kam daher auch alsbald ein Vertreter der Hauptzeitung Stockholms zu mir, um mich über die Bedeutung dieser Nachrichten auszufragen. Ich konnte ihm natürlich nichts Genaueres sagen und erklärte nur, lokale Revolutionen seien seit langem in China an der Tagesordnung, die Kräfte des Beharrens aber bliebe so stark, dass sie sich, trotz aller Reformbedürftigkeit, immer wieder durchsetzen. Ich ahnte nicht, dass es sich dieses Mal um eine Umwälzung handelte, die das in mittelalterlichen und orientalischen Vorstellungen befangene Land in eine neuzeitliche Republik nach amerikanischem Muster umwandeln sollte, die es zunächst aber in Jahrzehnte lange an zerstörender Wucht die Taiping Revolution weit überbietende Wirrnis stürzte, sodass mir auch der Boden für meine ostasiatischen Arbeiten fast völlig entzogen wurde.

Zum Glück übersah ich die Tragweite der neuen Ereignisse in Stockholm noch nicht. Das Interesse meiner Zuhörer war eher verstärkt als abgeschwächt. Das zeigte sich auch bei der ersten Diplom-Verteilung, welche die Handels-Hochschule vornahm. Ich hatte das für eine einfache akademische Feier in deutscher Art gehalten; ich fand aber eine grosse Gesellschaft versammelt mit dem amtierenden Finanzminister und seinem Vorgänger an der Spitze. Von Hochschule ging es zum Festessen. Da wurde ich genötigt, die Hauptfestrede auf die Handels-Hochschule zu halten. Das war mir nicht angenehm, doch es ging gut. Aber damit war der Kelch noch nicht ausgetrunken. An das Festessen schloss sich die Studentenfeier. Sie fand im vornehmsten Hotel der Stadt mit Punsch und Whisky statt. Es war ein Studententreiben dem Einfachheit, jugendliche Frische und gemeinsamer Schwung fehlten; ich fand, es passe gar nicht zum schwedischen Wesen.

Es fehlte aber auch nicht an geselligem Zusammensein ganz anderer Art. Obenan steht ein Abend, den ich in einer reizend gemütlichen Weinstube allein mit v. Lagerheim verbrachte. Die Zeitereignisse hatten dafür gesorgt, dass der Redestoff bis weit über Mitternacht nicht ausging. Denn abgesehen von der Revolution in China erlebte ich gerade einen Umschwung in der inneren Politik Schwedens, der die Geister in ungewöhnlicher Masse erregte. Die gesammte Politik des Landes war zum Gegenstand leidenschaftlicher Erörterungen geworden. Die Tatsache, dass 1905 bei der Auflösung der schwedisch-norwegischen Union, die fast neunzig Jahre bestanden hatte, Deutschland die Partei Norwegens ergriffen hatte, war nicht vergessen und hatte Schweden mit dem Deutschland unfreundlich gesinnten Dänemark so eng zusammengeführt, dass es nicht leicht war, das wieder auszugleichen. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass Deutschlands Sympathien damals auf der falschen Seite gelegen haben. Das gab Anlass zu vielseitigen Besprechungen, zumal da v. Lagerheim, ein alter Deutschlandfreund sich mit einer Offenheit zu mir äusserte, für die ich von Herzen dankbar war. Durch ihn gewann ich einen Einblick in die mir anfangs völlig unverständlichen schwedischen Verhältnisse.

Auch sonst sind es die persönlichen Bekanntschaften, welche in meinen Erinnerungen an diesen Besuch in Schweden die erste Stelle einnehmen. Dazu gehört der schon genannte Professor Cassel. Ich

hatte für ihn auf Grund seiner Aufsätze in der Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften eine stille Verehrung, ohne lange Zeit zu wissen, dass er Schwede und Professor in Stockholm war. Leider traf ich ihn bei meinem Besuch sehr beschäftigt und in schlechter Gesundheit. Ich gewann aber doch einen Eindruck seiner ganz der Wissenschaft ergebenen Persönlichkeit und habe seine Arbeiten mit viel Gewinn weiter sorgsam verfolgt und den ersten persönlichen Eindruck bei verschiedenen späteren Zusammenkünften zu meiner Freude vertiefen können. Mit dem Direktor der Handels-Hochschule, Professor Hallendorff, knüpften sich freundschaftliche Beziehungen, die zu verschiedenen Zusammenkünften und Besprechungen in Berlin führten. Besonders gedenke ich auch eines interessanten Mittagessen bei Markus Wallenberg, dem Präsidenten der Handels-Hochschule. Bei Gelegenheit dieses Mittagessens suchte man mich für die ursprünglich in Aussicht genommenen Vorträge über Probleme des Bankwesens im kommenden Frühjahr zu gewinnen. Trotz allen Zuredens musste ich ablehnen. Ich hielt damals an meinen ostasiatischen Plänen noch fest; ihnen wollte ich alles andere unterordnen.

Als ich bei meiner Heimreise Hamburg passierte war mein Bruder mit meinem Befinden wenig zufrieden. Er wusste zwar, dass Erholung ohne Anregung für mich nicht möglich sei, meinte aber, sie dürfe nicht mit Arbeit verbunden sein. Deshalb schlug er vor, in den nächsten Herbstferien gemeinsam, möglichst auch mit meiner Frau, einen radikalen Klimawechsel durch eine Fahrt in die Polarzone und zwar nach Spitzbergen zu unternehmen. Dieser Plan leuchtete mir ein. Er verband Nützlichem mit Angenehem und Interessantem.

So folgte dem Besuch von Schweden in Jahresfrist leider ohne meine Frau eine in keiner Weise mit Arbeit verbundene kleine Polarreise, die zugleich eine Ergänzung meines Besuchs in Schweden war. Sie ging von Hamburg aus auf einem kleinen Dampfer der in Bergen beheimateten „Norden-Felske Dampskibeselskap“ vor sich. Er war mit achtzig bis neunzig Fahrgästen der verschiedensten Nationalitäten besetzt; aber es gelang uns doch, uns mit allerlei Listen die erwünschte Ruhe zu sichern. Auch machte der Kapitän einen vertrauenerweckenden Eindruck. Wenn es ein Volk von Seefahrern gab, so waren es die Nachkommen der Wikingen und Normannen; ich hatte voll Verwunderung gesehen, welche Rolle das kleine Volk der Norweger der Ostküste Asiens spielte. Norwegen nahm damals dem Tonnengehalt der Schiffe nach die Stelle unmittelbar nach den Engländern ein, aus der es allerdings nach kurzer Frist von den Deutschen verdrängt wurde.

Unser Dampfer, der schon viele Fahrten hinter sich hatte, hiess „Kong Harald“. Erst von dem Schiffsarzt, der sein Volk im Erfreulichen und Unerfreulichen repräsentierte, erfuhr ich in vollem Masse die Bedeutung dieses Namens. Das Schiff war nach dem Mann benannt, der vor rund tausend Jahren die vielen kleinen Könige des Landes zuerst unter einer Herrschaft vereinigt hatte. Was das bedeutet, ging uns während der Fahrt bald auf. Wenn es ein Land gab für kleine selbständige bäuerliche Herrschaftsgebilde, dann war es das „Nordland“, dessen Fläche mehr als zwei Drittel des damaligen Deutschen Reiches ausmachte. Schon die Tatsache, dass nur etwa ein Drittel dieses weiträumigen Landes kultivierbar war, übte eine isolierende Wirkung aus, wie es sie ähnlich in keinem Lande Europas gab; und wenn man sah, wie die Fjorde, die Flusstäler, die Inseln sich gegen einander natürlich absonderten, dann gewann Respekt vor dem Mann, der alle diese dezentralisierten Kräfte, von denen ein Teil noch immer lebendig war, zu überwinden verstanden hatte.

Zu Anfang der Reise hatten wir so regnerisches Wetter, dass sich die Sonne überhaupt erst am fünften Tage ein wenig blicken liess. Zur Beruhigung wurde uns gesagt, dass sei immer so. In der Tat gehörte es auch dazu, Norwegen kennen zu lernen. Machte der Golfstrom, der an Norwegens Küste entlang floss, dieses Land im Gegensatz zu den asiatischen und amerikanischen Gebieten in gleicher Breite erst bewohnbar, so war der viele Regen eine Begleiterscheinung dieses Vorzuges. Wärme und Regen nahmen ab, wenn man von der Küste ins Inland vordrang. Seeklima und Kontinentalklima lagen hier gleichsam nah bei einander. Das Seeklima erreichte, wie mir schien, in Bergen seinen Höhepunkt, das eine höhere Wintertemperatur als Hamburg und Berlin hatte, aber in der jährlichen Niederschlagsmenge Hamburg um das zweieinhalbfache, Berlin um das dreifache übertraf. Das Regenwetter war aber vielleicht auch zur Einführung in die Besonderheiten der südnorwegischen Landschaft besonders geeignet. Die tief hängenden Wolken passten zu den düsteren Bergen der Fjords, die ihre Eigenheit erhalten durch die vielen Wasserfälle, die in allen Grössen und Arten von den Höhen herabfliessen; sie hatten infolge des Regenwetters besonders viel Wasser, das nicht vom Boden festgehalten wurde, da die starke Holzausfuhr dieser Gegend die Berge ihres einstigen Waldschmuckes zum sehr grossen Teil beraubt hatte.

Für den geschichtlich Interessierten war wohl Bergen der Höhepunkt der Reise. Zwischen dem Hardanger- und dem Sogve-Fjord gelegen, auf der Seeseite durch Inseln, auf der Landseite durch Berge geschützt, ist früh zum Sammelpunkt für die norwegische Dorffischerei und die Ausfuhr des Klippfisches (gesalzen) und des Stock-Fisches (getrocknet), insbesondere nach den Ländern des Mittelmeeres geworden. Da das Bauern- und Fischervolk Norwegens einen kräftigen Bürgerstand nicht selbst entwickelt hatte, war es die Hansa, welche diese Lücke ausfüllte. Sie gründete bekanntlich wie in London, Brügge und Nowgerod auf der „deutschen Brücke“ (Tyskebryggen), nämlich dem Kai von Bergen, ein hanseatisches Kontor und machte Bergen zu einem besuchten, vielleicht zeitweise dem besuchtesten Hafenplatz Nord-Europas. Mit der Zeit entwickelte sich nach dem deutschen Vorbild ein norwegischer Bürgerstand. Er erreichte an Stelle des Hansischen Kontors ein norwegisches, das bis 1895 bestanden hat. Aber ein eindrucksvoller Teil der alten Anlage ist erhalten worden, und am Ende der „Deutschen Brücke“ erhebt sich auch heute noch die an Lübeck erinnernde Marienkirche, in der noch bis in das 19. Jahrhundert deutsch gepredigt wurde und auf deren Friedhof mein Bruder und ich viele Grabsteine mit deutschen Inschriften und insbesondere Bremer Namen fanden. Wir fühlten uns stolz wie noch nie als Hanseaten in einem fremden Lande.

Bald nach Bergen beginnen die Berge sich zu recken und immer mannigfaltiger und kühnere Formen anzunehmen. Zugleich belebt sich, insbesondere von Trondheim an, die Küste, mit einer Menge grösserer und hübsch besiedelter Inseln, von denen der Lofoten-Schwarm der eigenartigste und schönste ist. Mir schien dieser Teil der Reise an Grossartigkeit und Lieblichkeit die Fjorde zu übertreffen.

Der Höhepunkt aber war unzweifelhaft der Schlussteil der Fahrt. Vom Norkap aus ging es noch zwei stürmische Tage an der Bäreninsel vorüber fast zehn Breitengrade nach Norden und zwar nach Spitzbergen. Dort hatte der Winter besonders früh eingesetzt, sodass das Wasser dicht mit Eisschollen bedeckt war, die sich zum Teil zu kleinen Eisbergen auswuchsen. Die Landschaft hatte einen Charakter von fremdländischer Grösse. Die kahlen Berge sahen wie aus Bronze aus und waren zum grossen Teil mit Schnee bedeckt, der durch merkwürdige Algen vielfach rosa gefärbt war. Das Besondere aber waren

die unmittelbar ins Meer mündenden Gletscher von einer Grösse und Reinheit, wie ich sie in den Alpen nie gesehen habe. Der grösste den wir sahen, der Lillishütl-Gletscher, war acht Kilometer breit und hatte einen Absturz ins Meer bis zu hundert Metern. Unter donnerartigem Geräusch brachen sich hier Eisberge vom Gletscher los. Man bekam einen Eindruck von der Gewalt der arktischen Naturkräfte.

In der Anfahrt(?) bestiegen wir eine der schönsten Gletscher, den der Fürst von Monaco nach seiner Frau Louis-May Gletscher getauft hat. Schliesslich wurde auch noch eine Einfahrt in das polare Packeis unternommen. Wir drangen so weit in ihm vor, wie es möglich war. Bei 80° 20' erreichten wir den nördlichsten Punkt unserer Reise. Durch Böllerschüsse wurde dieses Ereignis, das dem Auge nur wenig bot, ausgezeichnet.

Mehr interessierte mich, dass wir auch etwas vom Leben in diesem Gebiet kennen lernten. Ich tat einen Einblick in die primitiven Kohlengruben, welche die Amerikaner in der Advent-Bay angelegt hatte, und erfuhr allerhand darüber, wie die Arbeiter beschafft wurden und wie sie sich der Winterarbeit zu entziehen suchten. Noch mehr hörten wir von den vier Mitgliedern einer russischen Expedition nach Nowaja Sembla und drei prächtigen Mitgliedern einer schwedischen, sowie von einem aus Sachsen stammenden „Nordlichtmaler und Komponisten“, der sich, wie er sagte, fünf Jahre in Spitzbergen herumgetrieben hatte. Man gewann aus den Erzählungen dieser bunten Gesellschaft ein Bild nicht nur vom Leben in Spitzbergen, sondern auch vom Dasein der Polarreisenden. Ja es sah sogar so aus, wie wenn das eine wunderbare Krönung erfahren sollte. Wir standen in der Virgobai an den Trümmern der verunglückten Ballon-Expedition, die der heroische André und der Humbug-Meister Wellmann von Spitzbergen nach dem Norpol unternommen hatten, da tauchte am Horizont ein kleines Schiff auf. Bald verbreitete sich die Kunde, dass in ihm Fritjof Nansen von einer Erkundungsfahrt für eine geplante Expedition zurückkehre. Zwei Mann kamen von dort auf unser Schiff, aber die Hauptperson blieb leider auf ihrem Fahrzeug. Es war Mitternacht. Es wäre ein herrlicher Abschluss gewesen, wenn ich diesen Mann, den ich auf dem Internationalen Geographentag nicht nur gesehen, sondern auch persönlich ein wenig kennen gelernt hatte, hier wiedergesehen hätte. Schon die Erinnerung an seine ungewöhnlich fesselnde Persönlichkeit übte eine fast erhebende Wirkung aus.

So reich diese „Polarfahrt“ an Eindrücken und Erlebnissen auch war, das Schönste war doch, dass ich einmal wieder, wie früher so oft, mit meinem Bruder hatte reisen können. Er hat diese gemeinsame Fahrt in seinen „Rundblicken“ ausführlich beschrieben. Nachträglich hat sie auch noch eine weitere persönliche Beziehung gewonnen. Auf dem selben „Kong Harald“ hat mein ältester Sohn, nachdem er einen schweren dunklen Kriegswinter mit den ersten deutschen Truppen an der Eismeerküste verbracht hatte, seine Reise in Urlaub von Kirkenes nach Tromsö oder auch noch weiter gemacht. Kurz darauf ist der „Kong Harald“, von einem englischen Torpedo getroffen worden und untergegangen.

Obwohl ich auch auf der Nordlandfahrt nach einem etwas anstrengenden Landausflug einen Malaria-Anfall gehabt habe, kam ich erfrischt bei meiner Familie wieder an. Ja, mit diesem Anfall jenseits des Polarkreises überwand ich die tödliche Krankheit fast ganz. Es wartete auf mich allerlei Arbeit. Meine Lehrtätigkeit hatte sich, trotz anfänglicher Unterbrechungen und Hemmungen, nicht nur wieder eingespielt, sondern sogar einen verstärkten Zulauf bekommen. Insbesondere mein Seminar, in dem internationale Probleme wie wohl damals in keinem anderen meines Faches behandelt wurden, zog

ältere Semester nicht nur aus allen Teilen Deutschlands, sondern auch aus dem Ausland heran, sodass ich manche Schwierigkeiten hatte, es in den nötigen Grenzen zu halten, die schon durch die Räumlichkeiten geboten waren. Aus Frankreich, der Türkei und Russland, aus Nord- und Südamerika, aus China und Japan kamen Mitglieder. Trotzdem behielt das Seminar den Vorzug der Kleinstadt, dass seine Teilnehmer sich als eine Gemeinschaft betrachten und sich gegenseitig für ihr Tun und Streben interessierten.

Mit meinen Vorlesungen musste ich aus meinem bisherigen Hörsaal in einen der grössten der Universität übersiedeln. Die drei Hauptvorlesungen meines Faches, die ich las, waren inzwischen reif und lebendig geworden. Zur Kenntnis der Literatur kam meist auch eine des Wirtschaftslebens selbst hinzu. Eine blosser Sammlung von Theorien und Ansichten schien mir dem in weiten Kreisen empfundenen Bedürfnis nicht zu entsprechen, auch wirkte die überkommene Einteilung in drei vierstündige Vorlesungen hemmend, je mehr sich das Wirtschaftsleben entwickelte. In ihrem Rahmen kamen die Probleme des Geld- und Kapitalwesens nicht zu ihrem Recht. Darum fing ich an, eine zweistündige Vorlesung über Geld- und Bankwesen noch hinzuzufügen, die sich später unter Ausdehnung auf das Börsenwesen zu einer vierstündigen ausweitete. Die Vorstudien dazu waren zum grössten Teil schon gemacht. Ich hatte bei der Geburtstagsfeier des Kaisers in der Universität die Festrede über die Konzentration im deutschen Bankwesen gehalten; in der Festschrift zu Schmollers siebzigsten Geburtstag über die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert, deren Mitherausgeber und Hauptredakteur ich war, hatte ich das Bankwesen behandelt; über die neuesten Probleme des Geldwesens hatte ich eine Reihe von Aufsätzen in Schmollers Jahrbuch veröffentlicht; über die Geldkrise von 1907 hatte ich eine Broschüre herausgegeben; über Börsen, wenigstens soweit Warenbörsen in Betracht kamen, dauernd gearbeitet. Es schien sich daher im wesentlichen nur um die Zusammenfassung bereits vorliegender Studien zu handeln. Bei dieser Arbeit kam ich jedoch zur Einsicht, dass die für Deutschlands Industrie-Entwicklung so wichtigen Fragen der Kapitalbildung und der Kapitalverwendung noch sehr im Dunkeln lagen. Als ich das gelegentlich auch Schmolter darlegte, fragte er mich als Vorsitzender des Vereins für Sozialpolitik, ob ich geneigt sei, darüber für den Verein Untersuchungen zu veranstalten. Ich bejahte das unter der Voraussetzung, dass die Enquete nicht in einer bestimmten Frist abgeschlossen werden müsse; denn die praktischen Schwierigkeiten solcher Untersuchungen liessen sich im voraus nicht überblicken, und meine Kraft sei unsicher und ohnehin stark in Anspruch genommen; ich glaubte aber auf die Mitarbeit tüchtiger Schüler und auch sonst auf wirksame Unterstützung rechnen zu können. Mein Plan, der dann im Verein auch Zustimmung fand, war, von zwei Seiten an die Probleme heranzugehen. Es sollte erstens die Hauptarten der Kapitalbildung und der Kapitalverwendung, insbesondere das Depositengeschäft, das Hypothekengeschäft, das Sparkassenwesen, die Kreditgenossenschaften sowie das Emissionswesen und die „Selbstfinanzierung“ einzeln und umfassend behandelt werden. Zweitens sollte in ausgewählten ländlichen und städtischen Bezirken untersucht werden, wie die Kapitalbildung im Wettbewerb der verschiedenen Institutionen sich tatsächlich vollzieht, um damit ein Urteil im ganzen zu ermöglichen. Die stille Hoffnung wirkte dabei mit, dem „Kapitalismus“ und dem „Antikapitalismus“ sein Schlagwort entziehen zu können. Das war ein weiter Plan; aber Mitte der vierziger Jahre glaubte ich mich an solchen Plan heranwagen zu dürfen. Meine Ansicht, dass hier Fragen vorlägen, die von grossem praktischen wie theoretischen Interesse seien, fand allseitige Zustimmung; an der entscheidenden Sitzung in der ich ausführlich den ganzen

Plan darlegte, waren vierzig Fachkollegen zugegen. In den beiden angegebenen Richtungen wurden die Arbeiten alsbald begonnen. Bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges wurde in den Schriften des Vereins eine ungewöhnlich umfassende Arbeit von Dr. Motschmann über das Depositengeschäft (Bd....) sowie eine über das Hypothekengeschäft (Bd....) veröffentlicht, und wegen des Spargeschäftes der Sparkassen und Kreditgenossenschaften stand ich mit den führenden Männern auf diesem Gebiet in enger Verbindung. Der Krieg liess die zu erwartenden Früchte nicht reifen. Doch darf ich als nachträgliche Frucht im Sparkassenwesen die Lehrtätigkeit meines Schülers Butschkau anführen. Für das Emissionsgeschäft einen geeigneten Bearbeiter zu finden, stiess leider auf grosse Schwierigkeiten.

Leichter war die Arbeit in der zweiten Gruppe. Sie erwies sich als ein sehr wirksames Schulungsmittel. Dr. Poppelreuter wurde auf Grund seiner Arbeit über den Landkreis Bonn zum Bearbeiter der Geschichte des Barmer Bankvereins erwählt. Die Arbeiten dieser Gruppe sind in den Bänden des Vereins für Sozialpolitik veröffentlicht worden. Leider standen nach dem ersten Weltkrieg andere Probleme im Vordergrund des Interesses, sodass es nicht ratsam erschien und möglich war, die Untersuchungen über das Sparwesen, wie sie meist kurz genannt wurden, fortzuführen. Es fehlte an Interesse, an Mitarbeitern und Geldmitteln.

Neben den allgemeinen Vorlesungen, deren Abhaltung Pflicht war, nahm ich auch die zweistündigen Vorlesungen über die nordamerikanischen und über die ostasiatischen Wirtschaftsprobleme wieder auf. Bei der zuletzt genannten Vorlesung hatte ich allerdings nicht nur die erwünschte Ergänzung nicht erreichen können, sondern erkannte auch bald, dass es sich bei der Revolution Sunyatsens um anderes handelte als bei den bisherigen Unruhen in China. Dadurch wurde zwar nicht meine Vorlesung unmöglich gemacht, sie liess sich stets der gegenwärtigen Lage anpassen; aber die andauernde Unruhe, die jeden Ausblick in die Zukunft verhinderte, machte es mir unmöglich, in diesem Zeitpunkt mit einem umfassenden Buch über Ostasien herauszukommen. Damit hatte ein grosser Teil meiner Arbeit eine schwere Entwertung erfahren. Der mit Eifer und Liebe lang angesponnene Faden konnte nicht weiter gesponnen werden, wenigstens in dem Sinne, in dem ich es für nötig hielt. Südostasien, so interessante Einzelfragen es umschloss, reichte als Ganzes zu einem Ersatz nicht aus. Schon wegen seines Kolonialcharakters war das der Fall; es kam aber auch das persönliche Moment hinzu, dass durch meine Malariaerkrankung Interesse und Gedächtnis für diese Gebiete stark gelitten hatte. Ich glaube jedoch einen Ausweg gefunden zu haben. Von England abgesehen, hatte ich Kanada, Britisch-Malaya, Ceylon, Hongkong, Aden und Ägypten kennen gelernt und in meinen Hauptvorlesungen hatte ich immer die Entwicklung Englands sorgfältig berücksichtigt. Wie wäre es mit einer Vorlesung über die Wirtschaftsprobleme des Britischen Reiches? Dann würde auch das Interesse für meine Reise in Südostasien in mir wieder aufleben, und die einschlägige Hauptvorlesung (Spezielle Volkswirtschaftslehre) könnte ganz auf Deutschland zugeschnitten werden. Das schien mir eine Verbesserung im Vorlesungsbetrieb zu sein. Ich ging mit Freuden an diese Aufgabe heran. Die Vorarbeiten waren ihrem Abschluss nahe, als der Weltkrieg 1914 ausbrach.

Wie früher war auch jetzt meine Lehrtätigkeit nicht auf Bonn beschränkt. Vorträge ausserhalb hatte ich aber bis auf ganz besondere Fälle aufgegeben; nur eine Ausnahme machte ich. Bei den Berliner Kursen für Staatswissenschaftliche Fortbildung, die im wesentlichen für Beamte stattfanden, hielt ich an meiner Mitwirkung fest. Dazu wurde ich sehr gedrängt; ich tat es aber auch gern, einerseits

der Zuhörschaft wegen, andererseits mit Rücksicht auf die lehrreichen Exkursionen. Man konnte hier praktisch Einblicke gewinnen, wie sonst überhaupt nicht in Deutschland. Auch im Ausland gab es, glaube ich, nichts Ähnliches. Zwei Kurse mit anschliessenden Ausflügen sind mir besonders in Erinnerung. Der eine behandelte vor allem Deutschlands industrielle Entwicklung, ein Besuch des deutsch-lothringischen Industrie-Reviere sollte sich anschliessen. Mir waren die hauptsächlich einführnden Vorträge übertragen worden. Sie lagen mir sehr und fanden starke Beachtung. Ich wurde daher auch zu einem der Führer des Ausflugs gemacht. Sein Höhepunkt, soweit die Industrie in Betracht kommt, war der Besuch der Eisenerzgruben in Luxemburg. Von ihrer Grösse hatte sich niemand eine Vorstellung gemacht. In einer riesigen unterirdischen Halle, die ähnlich wie das Mittelschiff einer grossen Kirche wirkte, war bei festlicher Beleuchtung für die etwa hundert Teilnehmer ein langer Tisch mit Bier und Imbiss aufgeschlagen. In Deutschland wird sonst tief unter der Erde eine so festliche Schar kaum sich zusammengefunden haben. Die Stimmung war dann auch entsprechend. Plötzlich hiess es: „Schumacher reden“! Ich sträubte mich, da ein älterer Kollege mir für solche Rede berufen zu sein schien. Da dieser aber einverstanden war, musste ich wohl oder übel daran. Es war mir nicht angenehm; aber der packenden Wirkung der ungewöhnlichen und grossartigen Umgebung konnte ich mich nicht entziehen. Ich war selbst erstaunt über meine Rede und zum Schluss wurde ich geradezu umjubelt, wie ich es noch nicht und auch nicht wieder erlebt habe. Leider aber war die Wirkung für mich betrüblich. Seit dieser Rede zeigte sich bei dem älteren Kollegen, den ich für meinen Freund gehalten hatte und nach wie vor als solchen behandelt habe, Eifersucht von der ich erst nach vielen Jahren erfuhr, wie stark sie sich auch betätigte. Das verdüstert die Erinnerung heute sehr.

Aber die Staatswissenschaftlichen Kurse wurden noch einmal für mich zu einem starken Erlebnis. Kurz nach meinen Vorträgen, den letzten, die ich über China gehalten habe, brachen die Teilnehmer zu einer Reise nach Russland auf. Ihr Anlass war die Stolypinsche Agrarreform, die politische und wirtschaftliche Ziele verfolgte. Die politischen waren dadurch gegeben, dass die Agrarrevolution, die im Anschluss an Russlands Niederlage im Krieg mit Japan entstanden war, ihre Hauptstützpunkte in den grossen Dorfgemeinden der Ukraine gehabt hatte. Mit den politischen wurden aber auch wirtschaftliche Ziele verbunden. Die Landwirtschaft sollte gehoben werden. Zu dem Zweck erhielten die Landwirte das Recht, aus der alten Dorfgemeinde, die bisher Eigentümerin des Bodens war, auszutreten und hinfort das ihnen zugeteilte Land als Eigentümer zu bewirtschaften. Diese neuen Bauernsiedlungen, die der bedeutende Landwirtschaftsminister Kriwoschein vor allem in der Ukraine, aber auch in anderen Teilen des grossen Landes gegründet hatte, waren das Ziel unserer Reise; aber der allgemeine Wunsch war zugleich, etwas von dem grossen Nachbarland im Osten überhaupt kennen zu lernen.

Eine Schar von 120 Männern aus dem Beamtenstande hatte sich zusammengefunden; ich war froh es ermöglichen zu können, dass auch mein Schwiegervater Zitelmann mitfuhr; vierzehn Tage haben wir in Russland in unserem Sonderzug ein Abteil freundschaftlich miteinander geteilt. Die Reise ging über Warschau, wo ein kurzer Rundgang mich zufällig in die Judenstadt geraten liess, deren zahllose Bewohner, zum grossen Teil in altjüdischer Tracht, Erinnerungen an New York weckten.

Von Warschau ging es unmittelbar nach Kiew. Das ist unzweifelhaft die beste Eingangspforte Russlands. Denn hier gewinnt man einen Einblick in die geschichtlichen Grundlagen des Russentums. Die eindrucksvollen Kirchen der Stadt lehren, dass die zu einer nicht leicht zu beseitigenden Macht

herangewachsene griechisch-katholische Kirche sich von der katholischen und protestantischen Kirche stärker unterscheidet, als diese beiden von einander. Die tieferen Zusammenhänge wurden erst klar durch einen Besuch im Museum der Stadt, das seit seiner Begründung unter der Leitung eines jugendlichen Brüderpaars aus Deutschland mit dem Namen Ernst stand. Nie habe ich sonst eine Museumsführung erlebt, welche das Auge so schärft und den Blick so weitete. Die von Byzanz kommenden Einflüsse haben dem russischen Kulturleben, vor allem im Süden, einen gewissen orientalischen Ton verliehen.

Beim Empfang in Kiew stand aber nicht das Bestreben im Vordergrund, uns mit den Kulturgrundlagen Russlands vertraut zu machen. Wir wurden vielmehr zuerst in einen neuzeitigen Kasernenhof geführt. Dort sahen wir eine Elitetruppe exerzieren. Meinem unmilitärischen Auge fiel nur die körperliche Haltung des einzelnen Soldaten auf; sie bildete in ihrer kraftvollen Beweglichkeit einen starken Gegensatz zu der „strammen“ Haltung der deutschen Soldaten. Die militärisch Geschulten in unserer Gesellschaft waren von dem, was sie sahen, sehr beeindruckt. Es zeigte deutlich, dass Russland nach der schweren Niederlage, die seine Seemacht durch Japan erlitten hatte, mit allem Nachdruck daran gegangen war, sein Landheer zu entwickeln, also in seiner politischen Haltung eine Schwankung vom Osten zum Westen vornahm.

Von der Kaserne ging es zur Lawra. Hier gewann man eine Vorstellung vom kirchlichen Leben des Landes. Die Lawra ist nämlich eine unübersichtliche Ansammlung vieler alter Klöster, teils auf der Erdoberfläche, teils in alten Felsgrotten. Das interessante waren die zahllosen Pilger. Sie lagen zu Tausenden betend auf der Erde, mit der Stirn den Boden berührend, ganz besonders in der Nähe der Stelle, wo vor kurzem der russische Premierminister Stolipin ermordet worden war. Sie lagen so nahe bei einander, dass es kaum mögliche war, über sie hinweg zu steigen, wovon aber nicht die geringste Notiz genommen wurde. Ein Bild solcher religiöser Hingabe habe ich sonst nicht gesehen.

Am Abend waren wir vom Bürgermeister der Stadt, der uns schon am Tage teilweise begleitet und sich in deutscher Sprache mühelos mit uns unterhalten hatte, in eine Gaststätte eingeladen worden, die auf dem hohen rechten Ufer des Dnieper lag und einen Ausblick in die endlose Ebene der Ukraine darbot. Zu allgemeiner Verwunderung eröffnete er das Beisammensein mit einer inhaltlich sehr zurückhaltenden Rede in französischer Sprache.

Die Aufmerksamkeit wurde bald darauf durch eine andere Überraschung in Anspruch genommen. Es flammte nämlich, als die Dunkelheit einsetzte, in unserer unmittelbaren Nähe am hohen Dniepr-Ufer ein mehrere Stockwerke hohes elektrisches Kreuz auf. Es war für die Lawra-Pilger, die meist nur ein ärmliches Öllämpchen kannten und zu Fuss ihre Wallfahrt machten, Tage lang vor ihrer Ankunft in Kiew zu sehen. Es wird auf gläubige Seelen einen ausserordentlichen Eindruck gemacht haben.

Von Kiew aus wurden die neuen Siedlungen besichtigt. Die wir besuchten, lagen irgendwo nördlich von Pultawa. Auf dem Wege dorthin kamen wir durch mehrere der Reisedörfer, die den politischen Anstoss zur Reform gegeben hatten. Die Fahrt in schnellem Tempo durch ein solches Dorf konnte bis zu einer Stunde dauern. Am vollständigsten konnte man solche Dörfer besichtigen, wenn man vom Dorfsystem zum Hofsystem übergang. Dass dadurch im schneereichen Winter der Schulbesuch zum

grossen Teil unmöglich gemacht wurde, betrachtete man nicht als einen Hinderungsgrund. Da in Dänemark das Hofsystem besonders verbreitet war, hatte man sich von dort einen guten Kenner namens Koefoed beschafft. Er begleitete uns und gab die nötigen Erklärungen in sachlicher Form und liebenswürdiger Weise. Im Besiedlungsgebiet selbst übernahm der Gouverneur von Charkow die Leitung. Er setzte sich mit einem Stab von Beamten, flankiert von malerischen Reitergestalten, an die Spitze des Zuges und der Trupp von 58 Wagen, zum Teil Troikas mit vier Pferden neben einander, brauste dahin über die endlose Ebene auf hundert Meter breiten Wegen, deren schwarzer Schlamm, aller Beschreibung spottend, von den wilden Pferden aufgewirbelt wurde, sodass man von oben bis unten in abenteuerlichster Weise bespritzt wurde. Wo Menschen wohnten, war alles im Sonntagsstaat am Wegesrand versammelt, ehrfurchtsvoll grüssend, prächtige Gestalten, das Eindrucksvollste im ungewöhnlichen Bilde. Überall konnte man Halt machen und die neuen Siedlungen besichtigen. Davon wurde eifrig Gebrauch gemacht. Man bekam einen Einblick in die aufs sauberste gehaltene Häuslichkeit, und ein der russischen Sprache Mächtiger übersetzte meine Fragen und ihre Antworten. Wir gewannen alle einen überaus günstigen Eindruck von der ländlichen Bevölkerung. Gewiss waren es ausgewählte Leute, welche diese neue Siedlungen bewohnten, aber auch Repräsentanten eines gesunden, tüchtigen und sympathischen Volksschlages. Das Bäuerliche überwog das Fremdländische.

Am späten Abend dieses inhaltreichen Tages, der um fünf Uhr morgens begonnen hatte und an dem wir nicht weniger als 80 Kilometer zurückgelegt hatten – etwa um zwei Uhr – stürmten wir zu 120 Mann in das grosse Schloss des russischen Zuckerkönigs Charitonenko, in dem wir in Abwesenheit des Hausherrn in den Fremdenzimmern mit Leichtigkeit bequem untergebracht wurden. Wir nahmen im Schloss noch ein stattliches „Souper“ ein und genossen dann, beim Schlagen der Nachtigall, einen wunderbar köstlichen Sonnenaufgang.

Am nächsten Tag ging die Reise weiter nach Moskau. Die Stadt bot viel zu sehen. Aus der Fülle kann nur wenig herausgehoben werden; vor allem der Besuch des Kreml. Er war seit dem unglücklichen Kriege mit Japan für Ausländer nicht zugänglich gewesen. Uns öffnete er zum ersten Mal wieder seine Pforten. Am Fusse der grossen Treppe, die zur Gemälde-Galerie hinauf führt, erwartete uns ein Hofbeamter, Graf Tolstoi. Pünktlich zur festgesetzten Zeit, obwohl viele Teilnehmer noch nicht da waren, eilte er die Treppe hinauf, sodass ich mit meinen langen Beinen kaum mitkommen konnte. Er lief durch mehrere Säle hindurch, blieb dann vor dem Bilde Peters des Grossen stehen und sagte: „Das ist der Mann, von dem wir heute annehmen, dass er Russland am meisten geschadet hat“. Diese Worte waren umso überraschender, als Graf Tolstoi sich bisher auf konventionelle Höflichkeitsworte beschränkt hatte. Sie gaben einen Einblick in die herrschende russische Denkweise. Ich empfand sie als eine Absage an Europa, glaubte aber auf sie nicht eingehen zu dürfen mit Rücksicht auf den Zweck unseres Besuches und den wachsenden Kreis der Zuhörer. Das habe ich nachher bereut. Als ich über diese Worte nachdachte, kam ich zum Ergebnis, dass sie ein Bedauern ausdrücken sollten, dass Peter Russlands Interesse einseitig nach Westen gelenkt habe, sodass die Ostprobleme darüber vernachlässigt wurden, woraus schliesslich die Niederlage im Kriege mit Japan erwachsen sei; die Zukunftsaufgaben lägen vor allem im Osten, in der Politik wie in der Wirtschaft. War das richtig, dann war nicht Deutschland, sondern China Russlands wichtigster, gefährlichster Nachbar, zumal unter Japans Führung.

Zu dieser Einsicht verhalf mir auch noch ein anderer Besuch, den ich aus dem vielen, das ich in den weiten Anlagen des Kremls und in der ausgesprochenen Luxusviertel und ungewöhnliche Armuts- teile umfassenden Stadt gesehen habe, hervorheben möchte. Es ist der Besuch der Danilewskischen Baumwollfabrik, die zu der grossen Zahl von Baumwollfabriken gehörte, die mein Bremer Landsmann Knoop, der später russischer Baron wurde, ins Leben gerufen hatte. Die Fabrik arbeitet mit einem völlig internationalen Personal und zwar in der durchdachten Form, die ich im grössten Masstab an dem amerikanischen Eisenwerk in Pueblo kenne gelernt hatte: Jeder Ausländer wurde für die Arbeiten verwendet, für die er besonders geeignet zu sein schien. Noch mehr aber erinnerte mich, dass sie im Rohstoffbezug wie im Absatz ganz auf Asien eingestellt war. Sie verarbeitete Baumwolle aus Turkistan und versandte fast alle ihre Baumwollstoffe nach dem heutigen Iran. Sie wurden dem dortigen Geschmack aufs sorgsamste angepasst. Dafür hatte man eine Sammlung persischer Muster wie sie sonst kaum zu finden sein dürfte. Man begnügte sich aber nicht mit alten Mustern; es mussten immer wieder neue ersonnen werden. Dafür waren französische Zeichner angestellt. Ich habe in vielen Ländern Baumwollfabriken besichtigt; ich habe in keinem Lande eine so sorgsam durchorganisierte kennen gelernt. Gern wäre ich in Moskau, wie in Kiew, noch länger geblieben, wenn auch die Unkenntnis der russischen Sprache ein starkes Hemmnis war; aber die Zeit drängte.

Zunächst wurden im nahen Gouvernement Twer (jetzt Kalinin) unter Führung des hervorragenden Gouverneurs v. Bünting die dortigen neuen Siedlungen besichtigt. Sie wären an sich kaum interessant gewesen, waren es aber doch im Vergleich mit dem, was wir in der Ukraine gesehen hatten. Dort waren die Menschen freudig und schaffensfroh, hier armselig und niedergedrückt; dort in den Häusern Sinn für Reinlichkeit und Schönheit, hier Unsauberkeit und Stumpfheit. Die Erklärung schien zum grossen Teil der Boden zu bieten. Er hatte hier nichts von der Fruchtbarkeit der Schwarzerde im Süden; dort lohnte sich die Arbeit, konnte man sich zu bescheidenem Wohlstand heraufarbeiten; hier war man froh, wenn man Hunger und Elend abwehren konnte. Niemals ist mir der Zusammenhang von Volk und Boden so aufgefallen. Sie beschränkte sich hier auf das Notwendigste und hatte demgegenüber im Süden einen Zug des Verschwenderischen.

Den Abschluss bildete der Besuch von Petersburg. Die Stadt machte im Gegensatz zu Kiew und Moskau einen durchaus europäischen Eindruck, allerdings einen etwas altmodisch-europäischen, sodass das von Reter Behrens gebaute, nicht uninteressante Gebäude der deutschen Botschaft, das zu Beginn des ersten Weltkrieges in schauriger Weise ein Raub der Flammen wurde, wie ein Fremdkörper wirkte. Leider mussten wir uns mit einem oberflächlichen Eindruck der weiträumigen und an Sehenswürdigkeiten reichen Stadt sowie seiner mit reizvollen Inseln ausgestatteten Umgebung begnügen. Abschiedsstimmung machte sich auch schon geltend. Zwei Festabende standen im Vordergrund. Der eine war in der Deutschen Botschaft. Es gab schöne russische Musik; sonst aber fehlte jedes Lokalkolorit. Ich musste an den Abend beim deutschen Gesandten in Peking denken; er hatte in allen einen chinesischen Anstrich. In Petersburg war gleichsam durch die Sibirische Eisenbahn zum Gegenstück von Peking geworden. Davon war nichts zu bemerken. Nichts wies darauf hin, dass der Botschafter hier Deutschland in einem Lande vertrat, das sich auf asiatische Boden viel weiter als auf europäischem dehnte und sich anscheinend zur Zeit für asiatische Probleme mindestens ebenso stark wie für europäische interessierte. Wie in London ein Botschafter nötig ist, dessen Blick über die Grenzen des kleinen Europa

hinausgeht, so war das seit dem Bau der sibirischen Eisenbahn ähnlich auch in Petersburg. Ein im kontinentalen Denken befangener Europäer reichte an beiden Orten nicht mehr aus.

Sehr viel interessanter war das Abschiedsfest, da an ihm Russen in grosser Zahl teilnahmen. Ich sass neben dem Ministerialdirektor, der unter Kriwoschein die Besiedlung leitete. Das Erste, das mir auffiel, war seine Jugend. Er war Mitte der Dreissiger und hatte in Paris studiert. Er sprach kein Wort Deutsch, sodass ich genötigt war, mit meinem unbeholfenen Französisch auszukommen. Erst nach Mitternacht belebte sich die Unterhaltung. Er sagte plötzlich: „Es steht nicht gut mit unserer Arbeit; sie wird scheitern“. Ich fragte, wie sich dieses überraschende Urteil erkläre. Er sagte, die ganze Siedlungsreform beruhe auf der jungen, im Ausland gebildeten Generation; sie sei natürlich eine kleine Minderheit; für sie werde es immer schwerer sich durchzusetzen; es werde doch noch alles zusammenbrechen, wenn wir nicht hülfe. Ich fragte weiter: wie sollen wir denn im Ausland helfen? Er meinte, das Urteil des Auslands könne der bedrohten Unternehmungen eine wertvolle Stütze geben. Erst damit kam unsere Unterredung recht in Fluss. Immer lebhafter schilderte er die Schwierigkeiten, denen die akademisch Gebildeten, insbesondere die an ausländischen Hochschulen Gebildeten ausgesetzt seien. Ich musste an den Grafen Tolstoi im Kreml denken.

Am nächsten Morgen wurde die Rückfahrt angetreten. Sie wurde freudig begrüsst, obwohl man das Bedürfnis sehr empfand, von grossen fremden Lande mehr kennen zu lernen. So reich die Reise war, so anstrengend war sie auch gewesen. Der Jubel war allgemein, als die so deutlich erkennbare Grenze der deutschen Kultur wieder erricht wurde. Der Unterschied auf beiden Seiten war erstaunlich. So endete die Reise doch mit einem Eindruck im Sinne Peters des Grossen. Ob das günstig war, ist mir heute zweifelhaft. Für Deutschland als Kulturträger gab es nicht mehr viele Aufgaben auf russisch-europäischem Boden; Russlands Selbstgefühl war auch empfindlich geworden. Es begann sich selbst als Kulturträger zu fühlen und zwar nicht nur in seinem eigenen weiten Gebieten im Osten, auch gegenüber seinen östlichen Nachbarn. Die Ostgrenze musste für volkreichen asiatischen Nachbarn mehr fürchten als die europäischen. Zu solcher Erkenntnis hatte die Reise wenig beigetragen. Auch sonst war ich beim Rückblick in einem Zwiespalt der Gefühle. Voran stand das Empfinden, dass jeder deutsche Nationalökonom einmal im russischen Nachbarland gewesen sein müsse; erst dann könne man sich ein Urteil über die Lage des Vaterlandes bilden. Andererseits konnte ich ein Gefühl der Unbefriedigung nicht überwinden. Manchmal, zumal in Moskau, hatte die Fahrt etwas Globetrotterartiges nicht vermeiden können. Das Reisen in grosser Gesellschaft, das manches erst ermöglicht, verhinderte es auch, neuen Eindrücken nachzugehen und sie zu vertiefen. Das machte bei mir sich besonders geltend, da mir jedes Talent zum Herdentier abgeht. Ich mag mich nicht über neue Eindrücke alsbald unterhalten; ich kann das auch garnicht. Ich muss sie still in mir wirken lassen. Aus allem zog ich den Schluss, die Fahrt dürfe nicht etwas Abgeschlossenes sein, sondern müsse den Anfang zu Weiterem bilden. Ich erinnerte mich vieler Gespräche, die Professor v. Richthofen mit mir geführt hatte. Für China-Studien bestand eine Schwierigkeit darin, dass die vielfach bedeutende russische Literatur über China und seine Nachbargebiete Deutschen nur zum kleinen Teil zugänglich war. Eine deutsch-russische Zentrale war schon unter diesem Gesichtspunkt erstrebenswert. Auch dachte ich an ein Gespräch, das zwei hervorragende gebildete Russen, die meine ostasiatischen Vorlesungen gehört hatten, mit mir geführt hatten; sie fassten ihre Meinung in dem Satz zusammen, dass in Deutschland über Russland auch solche

Vorträge wie über China gehalten werden sollten; ihre Aufforderung an mich musste ich natürlich aus vielerlei Gründen ablehnen; die Sache selbst leuchtete mir jedoch sehr ein. So kam ich dazu, lebhaft für die Gründung einer Deutsch-russischen Gesellschaft einzutreten. Ich selbst konnte dabei nicht viel helfen; aber ich freute mich, dass Professor Sering den Plan aufgriff. Es kam bald zu grundlegenden Vorbereitungen. An der hauptsächlich im Frühjahr 1914 konnte ich teilnehmen. Auf ihr kam ich in ein langes aufregendes Gespräch mit dem Hauptschriftleiter der „St. Petersburger Zeitung“ v. Kugelken, der von seinem Blatt rühmte, dass es die älteste bestehende Zeitung in deutscher Sprache überhaupt sei. In der Unterredung sagte er nämlich mit grosser Bestimmtheit: Im September gibt es Krieg zwischen Russland und Deutschland. Die aus diesem Ausspruch erwachsene Erörterung zogen sich solange hin, dass wir zur Fortsetzung sogar ein Nachtcafé aufsuchen mussten. Ich begriff nämlich nicht, wie man solchen Satz mit solcher Bestimmtheit aussprechen konnte. Er schilderte mir, wie die Kriegspartei in Russland neuerdings auch die Zarin gewonnen habe, sodass auch der schwache Zar nicht mehr lange Widerstand leisten werde, und gab mir freimütig einen interessanten Einblick in seine Informationsquellen. Tief erschüttert verliess ich den trefflichen Mann. In der Deutsch-russischen Gesellschaft, die nach dem Weltkrieg ihren Namen in „Gesellschaft für das Studium Ost-Europas“ umänderte, habe ich später als ihr Vizepräsident eine Fülle wertvoller Belehrung und Anregung gewonnen.